

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 37

Artikel: Drei Dichterhäuser

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641106>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beide begrüßten Hans Buchholz mit Hallo. Im Kauderwelsch wurden die Erlebnisse der letzten Jahre gebeichtet. Hans hatte Geld im Sack; er bezahlte; gehoben ward die Laune, ein jedes Lied angestimmt.

Da flog die Glastüre auf und ein gutgekleidetes Mannli torfelte in die Schenke; es tätschelte den Hans freundschaftlich auf die Schulter und gröhnte: „Wo man singt, da laß dich fröhlich nieder“... „Böse Menschen haben keine Lieder“, ergänzte der Jüngling mit dem Augenhut in würdevollem, pastoralem Tone.

Beschränkt von Natur und jetzt benebelt war der neue Bechkumpan. Das hatten die Gäste bald heraus

„Wir wollen noch ein wenig frische Luft schöpfen,“ schlug der Rädelsführer mit den nobeln Manieren vor. Und das Mannli lallte: „Meinetwegen, aber das Weiber soll da muß auch mit.“

„Natürlich, natürlich!“ So lautete der gütige Bescheid.

Am andern Morgen wurde der abenteuerndste Tropf in einer Anlage aufgelesen; er schnarchte behaglich; es war ihm kein Haar gefräumt worden; aber der Sackkalender mit den Banknoten, dem Erlös für ein verkauftes Kindlein, war verschwunden. Noch am gleichen Tage wurde der trügerische Freundschaftsbund abgefäßt. Der Stutzer mit dem Beulenhut galt als Hauptshuldiger, Hans Buchholz, mitgefangen, überdies vorbestraft, wanderte ebenfalls hinter die Mauern der Strafanstalt Turbli.

Nach langen Monden kam endlich die Zeit, da sich für den rüdfällig Gewordenen das Tor wieder auftat. Diesmal wagte es der Direktor nicht, den Vogel ohne weiteres

davonflattern zu lassen. In weitläufigen Zusprüchen erging er sich nicht; denn er wußte, daß man mit Worten vielleicht vor einem Fehlritt bewahren, aber nicht den, der das Bein gebrochen hat, wieder auf die Füße stellen kann. Darum liebte er eine Knappheit, die vielleicht etwas barsch tönte, jedoch aus Wohlwollen kam: „Buchholz, was habt Ihr jetzt im Sinn?... Es ist schwerer für Euch, wieder einen rechten Platz zu finden als das erste Mal. Ihr seid für Euern Streich noch glimpflich davongekommen. Euer Spieghelle bleibt ein volles Jahr länger hier... Stoßt dann nicht wieder zu ihm... Suchet Anschluß bei rechten Leuten...“

Nun entstand eine beklemmende Pause. Hans Buchholz hob die gesenkten Augen ein wenig und murmelte leuchtend, im Tone dumpfer, troßiger Verzweiflung: „Herr Direktor, diese rechten Leute, die können nichts anderes als unsereinen verachten und verfolgen.“ Es schien, daß der Vorsteher durch diesen Einwurf in eine gewisse Verlegenheit gebracht werde. Doch gewann er rasch wieder die überlegene Sicherheit des Auftretens: „Wenn ich von rechten Leuten sage, so meine ich nicht Klatschmäuler. Ihr könnt Anschluß haben, Buchholz, wenn Ihr wollt. Ich nenne Euch einen Beistand, der Stellen vermittelt. Paßt Euch das?“

Hans zuckte mit den Achseln und schwieg.

Oder wollt Ihr in ein Zufluchtshaus, etwa ins Asyl für entlassene Sträflinge in Lindenbrunnen?“

„Meinetwegen!“

„Also gut; der Agent unseres Schutzvereins ist heute in der Anstalt; Ihr könnt nach dem Essen mit ihm reisen.“

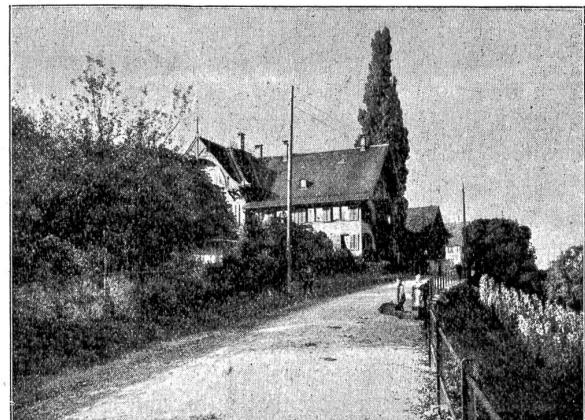
(Schluß folgt.)

Drei Dichterhäuser.

Es gibt in der Schweiz wohl nicht leicht ein Dorf, das über so viele literarische Erinnerungen verfügt wie Kilchberg. Nicht an das heutige Kilchberg denken wir, das als Vorstadt des reichen Zürich gelten kann und so und so viele Künstler- und Schriftsteller-Tuscula in seinen Gemälden sieht, sondern an das Kilchberg des vorigen Jahrhunderts mit seiner Stille und seiner vom Großstadtbodem noch nicht gestörten Ländlichkeit. An drei schlichte Dichterhäuser denken wir, die jetzt in den anspruchsvollen Vorstadtvillen fast verschwunden und in ihrer Garten- und Obstbaumidylle gesucht werden müssen.

Weltbekannt ist das Meyer-Haus, das geweihte Heim des berühmten Dichter Kornphaen C. F. Meyer. Es liegt dicht an der Straße, beschattet von riesigen Pappeln und umgeben von einem großen Garten mit lauschigen Blätzchen. Meyer kaufte das Gut, zu dem ehemals zwei Dacharten Reben und drei Dacharten Acker gehörten, als fünfzigjähriges Heim seiner in späten Mannesjahren gegründeten Familie. Hier hinein führte er seine Gattin, eine geborene Ziegler. Hier erblühte ihm ein schönes, ungetrübtes Glück, dessen leuchtender Mittelpunkt Kamilla, das einzige Tochterchen, war. In Kilchberg schrieb Meyer seine reifsten Dichtungen: „Der Heilige“, „Jürg Jenatsch“, „Die Hochzeit des Mönchs“, „Die Richterin“, „Pescara“, „Angela Borgia“. Am 28. November 1891 verschied C. F. Meyer an einem Herzschlag. Sein Grab im Kirchhof zu Kilchberg ist heute noch der Wallfahrtsort von zahlreichen Verehrern seiner Kunst. Im Dichterhause leben noch die Gattin und die Tochter; Schwester Betsi, die treue Gefährtin seiner Jugend- und Wanderjahre, ist vor wenigen Jahren ihrem Bruder im Tode nachgefolgt.

Nicht weit vom Meyer-Haus liegt das Gut „Hohenrain“, an das sich ebenfalls literarische Erinnerungen knüpfen. Hier wohnte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Arzt Dr. Welti-Nägeli. Die jüngste seiner zwei Töchter, Barbara — sie lebte später als Gattin des Lehrers J. J. Urner in Stäfa —, war in hohem Maße poetisch veranlagt. Eines ihrer Gedichte hat sich dank seiner starken poetischen Stimmung und seinem wichen Rhythmus, freilich auch dank der lieblichen Melodie, die Hs. Georg Nägeli geschaffen hat, so tief in die Volksschule eingelebt, daß es heute als Volkslied im besten Sinne des Wortes gelten kann. Wer



Wohnhaus von Konrad Ferdinand Meyer in Kilchberg.

kannte nicht aus seiner Jugendzeit das fromme, schlichte Liedchen:

Goldne Abendsonne.

Goldne Abendsonne,
Wie bist du so schön!
Nie kann ohne Wonne
Deinen Glanz ich seh'n.

Schon in früher Jugend
Sah ich gern nach dir,
Und der Trieb zur Jugend
Glühte mehr in mir.

Schuf uns ja doch beide
Eines Schöpfers Hand,
Dich im Strahlenkleide,
Mich im Staubgewand.

Es muß eine Frau von tiefem und reichem Gemüt gewesen sein, die Dichterin dieses Liedchens. Hunderttausende von Kinderseelen haben aus dieser reinen Quelle poetischer Gefühle mit vollen Zügen getrunken; das Gedichtchen kann noch Generationen überdauern und es wird noch reichen Herzensgenuss spenden, wann Tausende von umfangreichen Gedichtwerken im Zeitenmeere versunken und vergessen sind.

Aber noch bekannter ist das Liedchen, das dem Hause zum „Wiesengrund“ in Kilchberg seine Entstehung und seinen Stimmungsgehalt verdankt. In dieses Haus kam um 1835 der Volksdichter und Schullehrer Rud. Weber öfters zu Besuch; denn die Tochter des Hauses, ein Fräulein Meyer, war seine Braut. An einem stillen Sonntagnachmittag mag es gewesen sein, als hier das Liedchen entstand:

Das stille Tal.

Im schönsten Wiesengrunde Ist meiner Heimat Haus; Da zog ich manche Stunde Ins Tal hinaus. Dich, mein stilles Tal, Grüß ich tausendmal! Da zog ich manche Stunde Ins Tal hinaus.	Muß aus dem Tal jetzt scheiden, Wo alles Lust und Klang; Das ist mein herbstes Leiden, Mein letzter Gang. Dich, mein stilles Tal, Grüß ich tausendmal! Das ist mein herbstes Leiden, Mein letzter Gang.
Sterb ich, in Tales Grunde Will ich begraben sein; Singt mir zur letzten Stunde Beim Abendschein! Dir, o stilles Tal, Gruß zum letztenmal! Singt mir zur letzten Stunde Beim Abendschein.	

Auch dieses Liedchen ist längst zum Volkslied geworden. Der melancholisch-wehmütiige Unterton mag ihm zu seiner Popularität verholfen haben; denn das Volksgemüt liebt die Töne, aus denen ihm das eigene Sehnen und Empfinden entgegenklingt. Natürlich gehört auch dem Komponisten ein großer Anteil am Ruhme des Liedes.

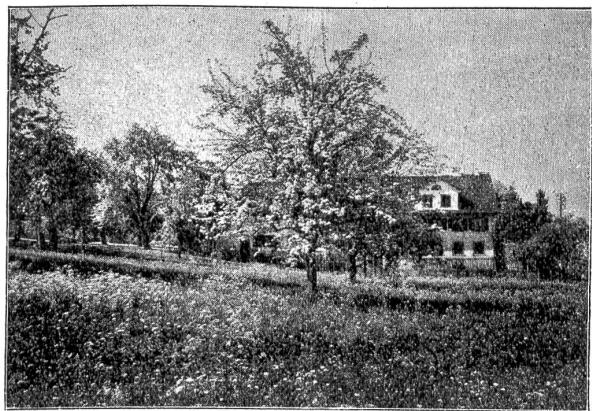
Über den Dichter, der ein origineller Mann gewesen sein muß, weiß G. Binder in seinem Büchlein „Der Zürcher



Haus „Hohenrain“ in Kilchberg, Geburtshaus von Barbara Welti, der Dichterin des Volksliedes „Goldne Abendsonne“.

see“ einige interessante biographische Züge zu berichten. „Weber war eine ziemlich große Figur mit rötlichem Gesicht

und langen Rockschößen, die eine glänzende Hose pietätvoll zudeckten. In seiner Klasse herrschte ein freierer Ton als in den Stuben der alten Zuchtmeister, und doch hatte er nach



Das Haus zum „Wiesengrund“ in Kilchberg, in welchem Rud. Weber das Volkslied „Im schönsten Wiesengrunde“ dichtete.

Auslagen eines heute im Greisenalter stehenden einstigen Schülers auch seine Mücken. Wenn er z. B. den Schülern die Aufzählehefte wieder zurückgab, lobte und ermunterte er den Schüler, um nachher ganz decrescendo zum ärgerlichen Tadel herabzusinken. Weber besaß eine ungewöhnliche Vorliebe für einen rötlichen, flockigen Schnupftabak, den ihm die Schüler in einem Spezereilädeli holen mußten. Er führte so außerordentliche Portionen zur Nase, daß ihm ganze Häufchen zwischen die Bänke auf den Schulboden fielen. Sobald Weber den Rücken kehrte, klauten die Buben den „Schnupf“ mit Daumen und Zeigefinger vom Boden auf und führten ihn zur Nase.“

Das vom Schnupftabak wirkt zweifellos stimmungsbrechend. Es zeigt wieder einmal, daß Poesie und Wirklichkeit in engem Raume sich stoßen und daß man gut tut, dem „Menschlichen“ in die Kunst nicht allzu tief nachzugehen.

Der Rekrut.

Tagebuchblätter eines Offiziers von Cajetan Binz.

Erster Tag.

Gott möge mir verzeihen, daß ich diesen Morgen, als die bunte Schar der jungen Menschen zur Rekrutenschule eintrückte, habe lachen müssen! Aber es war ein zu wunderliches Bild: Da kamen sie mit ihren Kisten und Koffern, so recht im Zivilistenbummel, und schauten verdutzt die schwarzen Wände und die vielen unfreundlichen Fenster der Kaserne an. Es ahnte ihnen allen nichts Gutes. Sie fühlten, daß mit dem heutigen Tage für sie ein ganz neues Leben begann. Und weil sie schon viel über dieses harte Leben der armen bedauernswerten Rekruten hatten erzählen hören — am besten wissen solche Schauergeschichten immer die Untauglichen! — fürchteten sie sich vor der kommenden Zeit. Diese gemeinsame Furcht und die Vorahnung gemeinsamer Strafpazen und Leiden legte gleich am ersten Tage ein Band der Vertraulichkeit und der Verwandtschaft um die jungen Burschen, die doch, aus allen Gegenden des Kantons herbeiströmend, sowohl nach Stand und Art als auch nach Temperament und Sprache einander ganz verschieden waren. So konnte es geschehen, daß Student und Bauer, Arbeiter und Kaufmann in aufgeregtem Gespräch vor dem Kasernenstor beisammenstanden und sich nicht scheuten, einander die bedrängten Herzen auszuschütten. Der schöngekleidete, sauber-rasierte Philosophiestudent gab unbedenklich seine sonst so eifrig bewahrte Würde hin und war froh, daß er mit einem krummnen, zwitschigen Landarbeiter, der ein schrecklich breites